

Sara B. Larson • Schwert und Rose



DIE AUTORIN

Sara B. Larson kann sich nicht erinnern, einmal *keine* Bücher geschrieben zu haben – auch wenn sie heute einen Computer benutzt statt ihr *Little-Mermaid*-Notizbuch. Sara lebt mit ihrem Mann und ihren drei Kindern in Utah. Sie schreibt, wenn alle anderen ein Nickerchen machen, oder gleich nachts, wenn alles stundenlang ruhig ist. Ihr Mann behauptet, sie verdiene ein Diplom in »der Kunst des Multitaskings«. Gelegentlich sucht sie Zuflucht in einem Schaumbad mit einem guten Buch und ein paar Weingummis.

Von der Autorin sind außerdem bei cbt lieferbar:
Schwert und Glut (31087, Band 2)
Schwert und Flamme (31103, Band 3)

Mehr über cbj/cbt auf Instagram unter
[@hey_reader](#)

Sara B. Larson

SCHWERT UND ROSE

Aus dem Englischen
von Antoinette Gittinger



Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

4. Auflage

Deutsche Erstausgabe Februar 2015

© 2014 by Sara B. Larson

Die amerikanische Originalausgabe
erschien unter dem Titel

»Defy« bei Scholastic Press,

an imprint of Scholastic Inc., New York.

© 2015 für die deutschsprachige Ausgabe

cbj Kinder- und Jugendbuchverlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Aus dem Englischen von Antoinette Gittinger

Lektorat: Kerstin Weber

Umschlaggestaltung und -illustration: © Isabelle Hirtz,

Inkraft

he · Herstellung: tk

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-570-30945-2

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

*Für Trav, der immer an die Schönheit
meiner Träume geglaubt hat.*

*In liebevoller Erinnerung an Josh Lloyd.
Er ist zwar unserem Blick entschwunden,
aber nicht unseren Herzen.*

Rückblick

*D*AS PRASSELN UND Zischen der Flammen, die unser Haus verschlangen, konnte die markerschütternden Schreie und das Wehklagen jener, die noch am Leben waren, nicht übertönen. Meiner Freunde, der Kinder und der Babys. Der Waisen. Die meisten Männer waren tot. Auch wenn wir nur noch wenige waren, verstreut in unserem ehemaligen Dorf, war der Lärm ohrenbetäubend. Ich stand im feuchten Morast vor unserem Haus, hielt mir die Ohren zu und versuchte, die Geräusche auszuschalten. Ich biss die Zähne zusammen, konnte aber nicht verhindern, dass mir Tränen in die Augen traten und über die Wangen rollten.

»Alexa, beeil dich!« Marcel packte mich am Arm und versuchte, mich wegzuzerren. Doch ich entwand mich seinem Griff.

»Ich kann sie nicht allein lassen.« Ich starrte auf die leiblichen Überreste meiner Eltern und wich dem Blick meines Bruders aus, vermied es, zu beobachten, wie die Flammen weiter unser Haus auffraßen. Ich blickte auch nicht den Feinden nach, die den Rückzug antraten. Nicht einmal die Armee des Königs, die sich am Horizont abzeichnete, erregte meine Aufmerksam-

keit. Sie war zu spät aus der Tiefe des Dschungels, der unser Dorf umgab, aufgetaucht, auch wenn sie schließlich die Soldaten von Blevon in die Flucht geschlagen hatte. Zuvor jedoch hatte deren Zauberer ganze Arbeit geleistet.

»Alexa.« Marcells Stimme klang jetzt noch drängender. Er drehte mein Gesicht zu sich, sodass ich den Blick von den beiden leblosen Körpern zu meinen Füßen abwenden musste. Aber ich sah ihn nicht wirklich. Das Bild der verkohlten Leichen auf der Erde vor uns hatte sich in mein Gedächtnis eingebrannt. Obwohl Papa ein erprobter Krieger war, hatte er es nicht mit dem Zauberer aufnehmen können – niemand konnte etwas gegen das teuflische Feuer ausrichten, das der Zauberer entfacht hatte.

Ich erschauerte bei der Erinnerung an die übermächtige Magie, die alles zu beherrschen schien, als der Zauberer durch einen Feuerstrahl, der aus seinen Händen hervorbrach, Mama und Papa tötete.

Der Geruch nach verbranntem Fleisch und der Anblick ihrer Leichen war zu viel für mich. Ich fiel auf die Knie und erbrach mich in das dichte Gestrüpp, das den Grund und Boden neben unserem Haus überwucherte.

Papa hatte uns das Versprechen abgenommen, uns zu verstecken, als wir die Soldaten von Blevon entdeckten, die auf unser Dorf zumarschierten. Doch dann wurden er und Mama brutal umgebracht – und ich hatte nichts unternommen, um dem Einhalt zu gebieten.

»Alexa, die Armee ist im Anmarsch. Wir müssen es jetzt tun.« Marcel kniete nieder und hielt mein Haar nach hinten, während ich mir mit dem Ärmel über den Mund wischte. Mein Magen rebellierte immer noch. »Wenn sie mitkriegen, dass ich

dein Haar abschneide, werden sie dich gefangen nehmen – und ins Bruthaus stecken.«

Ich sah zu ihm hoch, Angst schnürte mir die Kehle zu. Der Blick seiner haselnussbraunen Augen, das Spiegelbild meiner eigenen, war trostlos.

Dann ließ ich meinen Blick über den gewundenen Pfad schweifen, der in den Dschungel führte – und uns nach Tubatse, zu König Hektors Palast, führen würde. Und zu seinem Bruthaus. Die Armee rückte immer näher, war jetzt schon ganz nah.

»Vielleicht lassen sie mich, statt mich ins Bruthaus zu stecken, ja auch in die Armee eintreten, wenn ich ihnen beweise, wie gut ich kämpfen kann.« Die Panik in meiner Stimme wurde noch verstärkt durch meinen beschleunigten Pulsschlag.

Marcel schüttelte den Kopf. Der Wind drehte sich und einen Moment lang wehte uns der Rauch ins Gesicht, brannte mir in der Nase und verschleierte die Sicht auf Marcel. Sein Griff um mein Haar, das er immer noch nach hinten hielt, verstärkte sich.

»Na schön«, sagte ich. »Lass es uns tun. Beeil dich«, fügte ich hinzu, spuckte ein letztes Mal in den Morast und versuchte, den bitteren Geschmack in meinem Mund loszuwerden. Als ich mich erhob, hatte ich immer noch weiche Knie. Marcel griff nach der Schere, die er hatte retten können, bevor das Feuer um sich griff, und stellte sich hinter mich.

Als die Schere in meinem Haar wütete und die ersten langen, dunklen Strähnen auf dem Boden vor meinen Füßen landeten, musste ich ein Schluchzen unterdrücken. Es war töricht und egoistisch, aber mein Haar war das Einzige, was ich wirklich *mein* nennen konnte. Als Kind hatte ich es lustig gefunden, meinem Zwillingsbruder so sehr zu ähneln, doch als wir älter wurden, fand ich es eher lästig. Mein Kiefer war zu kantig, ich

war für ein Mädchen viel zu groß und hatte bis jetzt noch nicht einmal Brüste. Wäre da nicht mein Haar gewesen, hätte man mich für einen Jungen halten können.

Aber nun würden mich ausgerechnet jene Merkmale, die mich immer frustriert hatten, hoffentlich retten.

Als die letzte Locke abgeschnitten war, fühlte sich mein Kopf leichter und kühler an, nackt. Mit zitternden Fingern tastete ich hinauf, schaffte es aber nicht, ihn zu berühren.

»Wie sehe ich aus?« Meine Stimme vibrierte, doch ich beherrschte mich und brach nicht erneut in Tränen aus, denn die Armee würde jeden Augenblick hier sein.

»Wie ich«, erwiderte Marcel.

Gemeinsam klaubten wir eilig das Haar auf und warfen es in die Flammen, die gerade die Reste unseres Heims verzehrten. Die langen Haarsträhnen, das Ergebnis vieler Jahre, rollten sich zusammen und waren innerhalb eines Augenblicks verbrannt. Für immer verschwunden. Wie meine Eltern. Wie mein Zuhause. Alles hinweggerafft, dem Feuer preisgegeben, niedergewalzt, in Asche verwandelt.

⌘ Eins ⌘

Gegenwart

MARCEL STÜRZTE SICH blitzschnell auf mich. Doch mein Block war noch schneller. Unsere Übungsschwerter prallten aufeinander, sodass mein Arm einen heftigen Stoß abbekam. Wir kämpften schon eine ganze Weile, aber keiner von uns beiden war bereit nachzugeben. Ich stieß erneut zu, verfehlte ihn aber um Haaresbreite, als ich Prinz Damian entdeckte, der außerhalb des Übungsrings hinter den anderen Mitgliedern seiner Wache stand und uns beobachtete. Marcel nutzte die Chance meiner vorübergehenden Zerstreutheit und versetzte mir einen Schlag gegen die Schulter. Ich brummte, verärgert über mich selbst, fasste mich aber schnell wieder und wandte mich von ihm ebenso wie von Prinz Damians unverwandtem Blick ab. Die Schadenfreude in Marcells Gesicht war jedoch nur von kurzer Dauer, denn ich wirbelte erneut herum, und noch bevor er meinen Stoß abwehren konnte, traf ich seinen Brustkorb.

Ein tödlicher Treffer.

Marcel warf seine Waffe auf den Boden, zog eine Grimasse und rieb sich die Rippen. Mein Holzschwert würde vermutlich trotz der Polsterung, die wir beide trugen, eine Prellung hinterlassen.

»Ich hätte dir nie beibringen sollen, mich zu schlagen«, grollte Marcel, während die meisten unserer Zuschauer außerhalb des Übungsrings johlten und schrien.

»Ich würde dich jederzeit wieder schlagen, außer ich wüsste, dass du es nicht ernst meinst.« Ich bückte mich, hob sein Schwert auf und wagte einen flüchtigen Blick, um zu sehen, ob der Prinz immer noch da war. Er hatte mich schon des Öfteren beim Üben beobachtet, schien sich aber immer in dem Moment zurückzuziehen, in dem ich meinen Kampf beendete. Doch dieses Mal nicht. Er stand immer noch da und das Licht der Sonne verfang sich in seinem dunklen Haar. Ich hätte schwören können, dass seine Miene Bewunderung ausdrückte – Bewunderung und noch etwas, das ich nicht in Worte fassen konnte. Im nächsten Moment jedoch zeigte er schon wieder seinen üblichen sarkastischen Gesichtsausdruck.

Prinz Damian klatschte zweimal langsam in die Hände, sodass ein paar Wachen vor ihm zusammenzuckten und herumwirbelten. Als sie den Prinzen erblickten, nahmen sie Haltung an.

»Ein beeindruckendes Schauspiel, Alex, aber nächstes Mal musst du mehr auf der Hut sein. Es zahlt sich nie aus, sich ablenken zu lassen«, bemerkte Prinz Damian. Ich musste die Zähne zusammenbeißen, um bei seinem herablassenden Tonfall nicht zu erröten. Ein Teil von mir sehnte sich danach, ihn herauszufordern, ihn aufzufordern, sich mir zu stellen, und zu prüfen, wie lange er durchhalten würde. Doch ich nickte ihm lediglich steif zu. Er betrachtete mich noch einen Moment lang mit undurchdringlichem Blick, dann machte er auf dem Absatz kehrt und zog sich zurück.

Ich stand im Ring, umklammerte Marcells und mein Schwert und war über alle Maßen wütend.

»Gib es mir.« Marcel entwand mir sein Schwert und warf einen verstohlenen Blick auf die anderen Mitglieder der Leibwache des Prinzen. Aber sie hatten uns den Rücken zugekehrt, immer noch alle auf den Prinzen konzentriert. »Du brauchst mein Schwert nicht für mich zu tragen.«

Ich blinzelte, als er davonstürmte. Ich wusste, dass er nicht wirklich böse war. Als wir noch klein gewesen waren und täglich stundenlang mit Stöcken anstelle von Schwertern geübt hatten, war der Tod nichts weiter als ein Spiel für uns gewesen. Damals, als ich noch Alexa war und nicht Alex, Marcells Zwillingbruder und Mitglied von Prinz Damians Leibwache, war Marcel für gewöhnlich so wütend auf mich, wenn ich ihn besiegt hatte, dass er den Rest des Tages kein Wort mehr mit mir wechselte.

Doch das war, bevor unsere Eltern getötet wurden und der Tod plötzlich bittere Wahrheit für uns war.

Seitdem wurde Marcel nicht mehr böse, wenn ich ihn besiegte.

»Gut gemacht, Alex. Hör nicht auf den Prinzen. Wir alle wissen, dass er sich nicht mit dem Schwert verteidigen könnte, wenn sein Leben davon abhinge.« Rylan lächelte mir anerkennend zu, als ich mich ihm und den anderen Männern näherte, die uns bei unserem Kampf zugesehen hatten.

Ich lachte und verstellte dabei meine Stimme so, dass sie so unweiblich wie möglich klang. Ich tat das jetzt schon so lange, dass ich nicht einmal mehr darüber nachdenken musste. Es war mir zur zweiten Natur geworden, wie ein Junge zu sprechen. »Wann hätte es mir schon jemals etwas ausgemacht, was der Prinz denkt? Der Tag, an dem ich mir von ihm Kampfratschläge erteilen lasse, wird der Tag sein, an dem Marcel mich schließlich besiegen wird.«

Rylan lachte. »Ganz richtig. Ich schätze, Marcel wird deinen Schlag noch ein paar Tage spüren.«

»Nun«, erwiderte ich, »es ist immer gut, ihn daran zu erinnern, warum ich ihn eines Tages beim Kampf um die Stellung des Hauptmanns schlagen werde.« Ich schleuderte mein Schwert in die Luft, und Asher fing es in letzter Sekunde auf, bevor es ihm in die Brust dringen konnte. Er und Deron waren die Nächsten im Ring.

»Was nicht so schnell geschehen wird«, sagte Deron, der derzeitige Hauptmann, als er an uns vorüberging.

Während ich mich von meiner Polsterung befreite, beobachtete ich, wie Asher den Ring betrat. Die drückende Hitze verhielt ein Gewitter, die Luft war dampfzig und schwül, als würde die Erde selbst genauso heftig schwitzen wie ich. Mein Hemd klebte mir am Leib, doch zum Glück verbarg mein Lederwams die Bandagen, die ich heute Morgen um meine Brust gewickelt hatte. Ich blickte zum wolkenlos blauen Himmel empor, der sich über dem Palast und dem uns umgebenden Dschungel wölbte, und überlegte, wann sich die Feuchtigkeit zu einer dunklen Masse bedrohlicher Gewitterwolken zusammenballen würde.

»Los, Hauptmann, gehen wir's an«, rief Asher von der Mitte des Rings aus. Die Sonne ließ sein rotes Haar buchstäblich glühen oder vielleicht war es auch die Spiegelung seiner Haut. Noch nie in meinem Leben hatte ich einen Menschen mit einem solch weißen Teint gesehen. Die meisten Bewohner von Antion hatten wenigstens einen leicht olivfarbenen Hautton oder sogar noch dunklere Schattierungen. Aber Asher stammte aus Dansii, dem Land, das sich nördlich von unserem befand, wo fast jeder mann solch alabasterfarbene Haut hatte – zumindest behauptete das Asher. Allerdings stammte König Hektor ebenfalls aus

Dansii, und er war zwar blass, aber nicht durchsichtig wie Porzellan.

Im Vergleich dazu schien Derons dunkle Haut das Licht zu absorbieren. Ich kannte Deron jetzt schon so lange, dass er mich nicht mehr einzuschüchtern vermochte, aber ich zuckte immer noch zusammen, wenn er sein Schwert hob und in die Arena marschierte, um Asher gegenüberzutreten, der zehn Jahre jünger war und mindestens fünfzig Pfund leichter. Deron war der kräftigste Mann der Leibwache und mit 36 auch der älteste. Aber das war nicht der Grund, weshalb er der Hauptmann war – niemand hatte ihn je bei einem Kampf geschlagen. Nun, niemand außer mir.

Doch als ich ihn vor einem Jahr beim Kampf um die Aufnahme in die Leibwache besiegte, war ich zu neu und zu jung gewesen, um Hauptmann zu werden. Mein Sieg war also bedeutungslos.

Marcel kehrte mit zwei großen Bechern zurück, einen in jeder Hand. »Wasser?«, fragte ich und streckte begierig die Finger danach aus.

»Ja«, erwiderte er, trat jedoch einen Schritt zurück und hielt die Becher außerhalb meiner Reichweite. Dann führte er einen an den Mund und nahm einen großen Schluck.

»Hast du vor, das Wasser mit mir zu teilen, oder muss ich mich dafür entschuldigen, dass ich dich geschlagen habe?«

»Nein. Keine Entschuldigung nötig. Du sollst bekommen, was du verdienst.«

Bevor ich reagieren konnte, schüttete mir Marcel den Inhalt des zweiten Bechers ins Gesicht, sodass ich völlig durchnässt war. Im ersten Moment starrte ich ihn nur schockiert an. Dann fing ich an zu lachen. Es fühlte sich gut an, wie das kühle

Wasser mir über Nase und Kinn rann und von meinem kurzen Haar auf mein Hemd tropfte.

»Tja, auch eine Art zuzugeben, dass du ein schlechter Verlierer bist.« Ich fuhr mit der Hand durch mein nasses Haar und schüttelte das überschüssige Wasser ab.

»Ihr zwei könnt es wohl nicht lassen, was?« Rylan grinste ironisch und entblößte dabei seine geraden weißen Zähne. Seine Haut war cremefarben, vermischt mit einem Hauch geschmolzener Schokolade.

»Ich muss im Palast nach dem Rechten sehen«, sagte ich und zwang mich, den Blick von seinen warmen braunen Augen abzuwenden. Es stand mir nicht zu, sein Lächeln, seine Zähne oder seinen schokofarbenen Teint und den Ton seiner Augen wahrzunehmen. »Am besten, du verlierst keine weiteren Übungswettkämpfe mehr«, wandte ich mich an Marcel. »Ich bezweifle nämlich, dass sich allzu viele Möchtegernmörder durch einen Becher Wasser ins Gesicht abschrecken lassen werden.«

»Zu Befehl, Sir.« Marcel salutierte mit dem leeren Becher.

Mit einem Seufzen und einem unterdrückten Lächeln kehrte ich meinem Bruder den Rücken und schlenderte über den Hof, wobei ich ganz bewusst weit ausholende Schritte machte.

❧ Zwei ❧

DER SPEISESAAL WURDE von Hunderten von Kerzen erhellt. Der Geruch von heißem Wachs und zu aufdringlichem Parfüm verursachte mir Kopfschmerzen. Ich stand stramm und in angemessenem Abstand zu Prinz Damian, der sein Abendessen mit dem üblichen gelangweilten Gesichtsausdruck einnahm. Die Damen links und rechts von ihm wetteiferten um seine Aufmerksamkeit, eine auffälliger als die andere. Sie beugten sich nach vorn und schoben ihre sowieso schon unübersehbaren Brüste noch weiter aus dem Ausschnitt. Doch der Prinz hob lediglich eine dunkle Augenbraue und führte einen Löffel voll gekühlter Birnensuppe zum Mund.

Ich hätte den Damen am liebsten gesagt, dass es keinen Zweck hatte. Prinz Damian nahm nie eine von ihnen mit in seine Gemächer, und als Mitglied seiner Leibwache war ich mir sicher, dass er auch nicht die Gemächer der Damen aufsuchte. Was meiner Meinung nach daran lag, dass derartige Aktivitäten einen gewissen Aufwand bedeutet hätten – und wenn es etwas gab, in dem der Prinz alle übertraf, dann war es Faulheit.

Ich wandte den Blick von der langen Tafel mit den prachtvoll gekleideten Damen und Herren ab und ließ ihn durch den Saal

schweifen. Marcel befand sich wenige Meter von mir entfernt, auf der anderen Seite von Prinz Damian. Rylan und sein Bruder Jude hielten sich in der Nähe der Tür auf.

Als der nächste Gang aufgetragen wurde, wandte sich die Konversation, wie es fast immer der Fall war, dem Krieg zu. Nach wenigen Minuten stöhnte Prinz Damian.

»Müssen wir uns denn immer über dieses langweilige Thema unterhalten?« Er führte das Weinglas an die Lippen. König Hektor hatte Wein und Champagner aus Dansii einführen lassen, aber nur die königliche Familie und deren Lieblingsgäste kamen in den regelmäßigen Genuss dieser Getränke. Die übrigen Gäste mussten mit einheimischen Säften aus Antion – Mango und Papaya – vorliebnehmen.

»Aber *Ihr* findet das Thema doch gewiss nicht langweilig, Hoheit?«, fragte eine junge Frau, die ich vorher noch nie gesehen hatte, mit überraschtem Gesichtsausdruck. »Natürlich verursacht dieser Krieg atemberaubende Kosten. Aber ich nehme doch an, dass allen voran *Ihr* von dem Erfolg begeistert seid, den die Armee jüngst errungen hat, als es ihr gelang, den Zauberern von Blevon Einhalt zu gebieten.«

Aha, darauf läuft es raus, stöhnte ich innerlich.

»Sollte ich?«, fragte der Prinz mit trügerisch sanfter Stimme. »Warum vermutet *Ihr*, dass mich das besonders erfreuen würde?«

Die junge Frau – sicherlich nicht älter als fünfzehn oder sechzehn, wahrscheinlich erst vor Kurzem bei Hof eingeführt – beugte sich eifrig vor, hochofren, dass sie die Aufmerksamkeit des Prinzen erregt hatte.

»Nun, aufgrund dessen, was der Königin zugestoßen ist. Ich bin sicher, *Ihr* seid genauso daran interessiert wie der König, ihren Mord zu rächen, nicht wahr?«

Der ganze Saal schien zu erstarren. Stille breitete sich aus, als der Prinz sie mit seinem Blick durchbohrte. Von meiner Position aus konnte ich seine Augen nicht sehen, aber ich kannte Prinz Damian gut genug, um mir den eisigen Blick, mit dem er sie bedachte, vorzustellen, seine kalten, unglaublich blauen Augen. Zuerst wich jegliche Farbe aus dem Gesicht des Mädchens, dann wurde sie von einer Röte überzogen, bis hinab zu ihrem Hals.

»Ich finde ... dieses Mahl ... ist ... unappetitlich geworden«, sagte Prinz Damian schließlich und erhob sich von seinem Stuhl. Alle Gäste taten es ihm nach. »Bitte, bleibt und genießt das Dinner. Feiert die Siege der Armee gebührend.«

Das Mädchen blickte gedemütigt auf seinen Teller, alle Lebhaftigkeit war verschwunden. Sie sah aus, als müsste sie sich jeden Augenblick über dem Tisch erbrechen.

»Wache«, signalisierte uns Prinz Damian mit einem Fingerschnippen. Wir eskortierten den Prinzen, als er den Saal verließ, Rylan und Jude vor ihm, Marcel und ich hinter ihm. Nachdem wir die Tafel und die peinliche Unterhaltung weit zurückgelassen hatten, blieb Prinz Damian stehen.

»Alex«, sagte er. Er wandte sich um und sah mir direkt ins Gesicht.

»Hoheit?« Ich stand stramm.

»Ich weiß nichts von diesem angeblichen Sieg.« Er starrte mich an, als sei es meine Schuld. »Ich schätze es nicht, wenn ich überrumpelt werde, nicht informiert bin. Du suchst sofort Nolen auf und sagst ihm, dass ich künftig immer das Neueste über die Kriegsanstrengungen zu erfahren wünsche und die Nachrichten persönlich überbracht haben möchte.«

»Nolen hat sich den Abend frei genommen, Hoheit, um seine Schwester in Tubatse zu besuchen«, erklärte Marcel hinter mir.

Prinz Damians Blick wanderte an mir vorbei zu meinem Bruder. »Ah ja.« Verärgert kniff er die Lippen zusammen. »Dann such Iker auf und übermittele ihm diese Botschaft. Er ist vermutlich sowieso besser informiert als Nolen.«

Ich nickte. Iker – der engste Berater des Königs – wusste wahrscheinlich tatsächlich mehr als Nolen, Prinz Damians »Betreuer«, wie wir ihn nannten. Aber ich hasste es, mit Iker zu tun zu haben, und wünschte mir, Nolen hätte sich nicht gerade den heutigen Abend für den Besuch bei seiner Schwester ausgesucht. »Wünschen Hoheit, dass ich oder Marcel gehen soll?«

»Ich nehme an, eure Schichten enden bald?«, erkundigte er sich.

»Jawohl, Hoheit«, bestätigte Marcel.

»Dann geht beide und überbringt mir seine Antwort, bevor ihr euch für die Nacht zurückzieht.« Mit diesen Worten gab er uns einen Wink und Marcel und ich pressten die rechte Faust gegen die linke Schulter und verneigten uns.

Die Gemächer des Königs befanden sich in einem völlig anderen Flügel des ausgedehnten gewaltigen Palasts. Also mussten wir den ganzen Weg, den wir gekommen waren, wieder zurückgehen, um zu Ikers Gemach zu gelangen, welches sich neben den Privatgemächern von König Hektor befand.

Sobald wir außerhalb Prinz Damians Hörweite waren, verlangsamten Marcel und ich unsere Schritte. Mein Bruder schien sich vor dem Gespräch mit Iker genauso zu fürchten wie ich.

»Hast du in letzter Zeit von irgendwelchen Siegen gehört?«, fragte mich Marcel, als wir die Treppe zum zweiten Stock hinaufgingen.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein. Und ich habe auch dieses Mädchen noch nie zuvor gesehen. Ich frage mich, ob sie wirk-

lich so dumm ist oder ob jemand sie zu dem Versuch angestiftet hat, dem Prinzen eine Reaktion zu entlocken.«

»Wenn ja, dann ist sie eine ausgezeichnete Schauspielerin. Ich war sicher, sie würde sich jeden Moment übergeben, als Damian aufstand, um sich zurückzuziehen.«

Ich musste Marcel zustimmen, sie hatte tatsächlich sehr überzeugend gewirkt. Vielleicht gab es einen Siegesbericht, von dem wir noch nichts mitbekommen hatten. Aber selbst wenn ein solcher existierte, konnte ich einfach nicht fassen, dass sie so dreist gewesen war, die Ermordung von Prinz Damians Mutter beim Essen zu erwähnen. Es spielte keine Rolle, ob das der Grund war, weshalb König Hektor Blevon den Krieg erklärt hatte – es war auf jeden Fall kein Thema, über das man sich bei gekühlter Suppe und pochiertem Fisch unterhielt.

Als wir vor Ikers Tür standen, war diese einen Spalt geöffnet. Marcel klopfte leicht dagegen. Wir warteten, aber es tat sich nichts.

»Sollten wir hineingehen?«

Aus irgendeinem Grund musste ich ein Schaudern unterdrücken. Ich mochte Iker nicht, diesen schmalbrüstigen Mann, an dem alles eckig und scharf war – seine Hakennase, sein Kinn, sein Haupt, das nur noch spärlich von seinem öligen schwarzen Haar bedeckt wurde. Ich verspürte nicht den geringsten Wunsch, sein Gemach zu betreten, aber es blieb uns nichts anderes übrig. Wir mussten ihn aufsuchen. »Müssen wir wohl. Prinz Damian bekommt einen Wutanfall, wenn wir ohne ein mit Blut signiertes Dokument zurückkehren, in dem Iker den Schwur leistet, ihm jegliche Siegesnachricht zu überbringen, sobald er davon erfährt.«

Marcel tat den ersten Schritt und stieß die Tür ein wenig

weiter auf. Der Raum war in Dunkelheit gehüllt, mit Ausnahme der hinteren Ecke, wo sich eine hochgewachsene Gestalt über einen Tisch beugte. Der matte Schein der schwachen Flammen von der Feuerstelle neben ihm ließ Ikers knochige Gestalt erkennen. Ein leichter Dunst erfüllte den Raum und ein bitterer kupferartiger Geruch drehte mir den Magen um.

Als wir eintraten, versteifte Iker sich, wirbelte zu uns herum und versperrte uns die Sicht auf das, was auf dem Tisch lag. »Wie könnt ihr es wagen, ohne Erlaubnis in mein Privatgemach einzudringen?«, herrschte er uns wutschnaubend an. In einer Hand hielt er ein kleines Messer.

»Prinz Damian schickt uns, und Eure Tür stand offen ...« Marcel deutete hinter uns.

»Verlasst sofort mein Gemach.« Iker sah uns finster an. Das schwache Licht des Feuers erhellte nur dürftig seine Gesichtszüge und ließ seinen Blick düster und wild erscheinen. Die Luft war zum Schneiden, sie schnürte mir den Atem ab. Hier stimmte etwas nicht, und ich war nur allzu bereit, seinem Befehl Folge zu leisten. Ich machte auf dem Absatz kehrt und ging hinaus. Doch Marcel zögerte. Ich wandte mich um. Er stand immer noch im Türrahmen und hielt Ikers Blick stand.

»Iker, fiel heute irgendein Wort über einen Sieg, von dem Prinz Damian nichts weiß?« Marcel verschränkte die Arme vor der Brust und ich stöhnte. Ich kannte diese Haltung nur zu gut. Er würde keinen Rückzieher machen oder sich von Iker einschüchtern lassen. Normalerweise würde ich das auch nicht, aber in diesem Fall wollte ich nicht nur Iker unbedingt entkommen. Sondern auch seinem Gemach, dem Geruch, dem kleinen Messer in seiner Hand, das mit etwas befleckt war, was stark an Blut erinnerte, der Dunkelheit, die irgendwie undurchdring-

licher schien als gewöhnlich. Ich konnte mir nicht vorstellen, was er hier tat, und war überrascht, dass Marcel nicht genauso schnell von hier wegkommen wollte wie ich.

»Ich sagte, verlasst mein Gemach.« Als Iker auf uns zukam, war seine Stimme leise und bedrohlich. Immerhin besaß Marcel jetzt so viel gesunden Menschenverstand, um zurückzuweichen. Zwar hätte es jeder von uns mit dem schmierhaarigen, älteren Mann aufnehmen können, ohne auch nur ins Schwitzen zu geraten. Aber er war unser Vorgesetzter – fast genauso mächtig wie der König selbst –, und es war nicht gerade empfehlenswert, ihn zu erzürnen.

Iker zog die Tür hinter sich ins Schloss und deutete mit dem Messer auf uns. »Ihr könnt eurem Prinzen sagen, dass ich ihn nach Gutdünken des Königs über alle Siege, die über Blevon errungen werden, unterrichte. Und was euch beide angeht: Da ihr offensichtlich nichts Besseres zu tun habt, als in die Privatgemächer anderer Leute einzudringen, benötige ich jetzt eure Dienste.«

Selbst bei geschlossener Tür stieg mir dieser Geruch noch in die Nase. Ich betrachtete sein Messer und versuchte, trotz meiner Übelkeit eine neutrale Miene aufzusetzen.

»Wir müssen eine neue Schar von Waisen unterbringen«, sagte Iker, »und die königliche Garde umfasst zurzeit aufgrund von Krankheitsfällen nur wenige Männer. Ich glaube, die Mädchen werden in Kürze durch das Westtor eintreffen. Niemand scheint Gefallen daran zu finden, sie ins Bruthaus zu bringen, aber ich bin mir sicher, euch beiden macht es nichts aus.« Seine Finger umklammerten den Griff des Messers. »Habe ich recht?«

Mir drehte sich der Magen um. Bisher war ich nur einmal gezwungen gewesen, das Bruthaus zu betreten. Obwohl ich

mich nur wenige Minuten im Inneren aufgehalten hatte, verursachte mir diese Stätte immer noch Alpträume. Der Gestank ungepflegter Körper und ungewaschener Laken. Der Widerhall von Schreien, das verzweifelte Schluchzen hinter verschlossenen Türen. Die Hitze. Die Angst, die die Luft wie Rauch verpestete. Der leere Blick der Mädchen. Die Wölbungen ihrer Körper. Mein Mund fühlte sich gallenbitter an, Panik erfasste mich. Ich konnte nicht dorthin zurückkehren – und andere Mädchen diesem grausamen Schicksal ausliefern.

Iker sah mir direkt in die Augen. Ein grausames Lächeln umspielte seine schmalen Lippen. Er wiederholte: »Habe ich recht?«

»Jawohl, Sir«, stieß Marcel schließlich hervor und antwortete damit für uns beide. »Wir begeben uns sofort dorthin.«

»Vielleicht denkt ihr das nächste Mal besser nach, bevor ihr mich stört.« Iker bedachte mich mit einem letzten finsternen Blick, bevor er sich in sein Gemach zurückzog – und die Tür nachdrücklich hinter sich schloss.

§ Drei §

*D*IE UNERTRÄGLICHE HITZE, die in dieser Nacht herrschte, ließ meine Uniform an meiner feuchten Haut kleben, als Marcel und ich schweigsam über das Palastgelände gingen. Ein Stück entfernt vom Haupteingang des Palasts sahen wir, wie eine große Menschengruppe von einer der königlichen Wachen durch das Seitentor geschleust wurde. Es kostete mich meine ganze Selbstbeherrschung, um meine undurchdringliche Miene zu wahren und die in mir aufsteigende Panik niederzuringen, als ich nah genug war, um ihre Gesichter zu erkennen – das Entsetzen im Blick der Mädchen. Es waren acht Jungen und zwölf Mädchen. Die jüngste war sicher nicht älter als fünf. Sie umklammerte die Hand eines größeren Jungen. Im schwachen Schein der Mondsichel wirkte ihr Gesicht aschfahl.

Denk nicht darüber nach, denk nicht darüber nach, bläute ich mir ein, schluckte schwer und biss die Zähne zusammen.

»Was tut ihr denn hier?«, fragte einer der Männer, als wir nur noch wenige Schritte von ihm entfernt waren.

»Ihr wollt doch nicht etwa helfen?«, schnarrte ein anderer.
»Die Leibwache des Prinzen ist doch gar nicht Manns genug für diese Art von Arbeit.«

Ich spürte, wie zwischen meinen Brüsten der Schweiß bis zu meinem Bauch perlte. Ich tastete nach meinem Schwertgriff. Irgendwie beruhigte mich das. »Braucht ihr Hilfe oder nicht?«, fragte ich. »Wir werden uns nämlich zurückziehen, wenn ihr euch nicht ordentlich benehmt.« Ich war dankbar, dass meine Stimme schneidend klang. Mein Magen rebellierte, und mein Herz pochte zum Zerspringen, als ich mich zwang, den Mann anzusehen und den Blick auf die Waisen zu vermeiden.

»Wir nehmen die Hilfe an«, erwiderte der Anführer der Wache brummend. Er begann, Befehle zu brüllen, und forderte die anderen drei Männer auf, die Jungen von den Mädchen zu trennen. »Ihr beide könnt mir helfen, die Mädchen zu ihrem neuen Heim zu geleiten«, sagte er und deutete mit einer Bewegung seines Kinns zum Bruthaus. »Ihr drei« – er erhob die Stimme in Richtung der anderen Wachen, die dabei waren, die Jungen und Mädchen in getrennten Reihen aufstellen zu lassen – »führt die Jungen zu den Baracken und teilt sie unterschiedlichen Bataillonen zu.«

Hilflos beobachtete ich, wie die Mädchen von den Wachen geschubst und angebrüllt wurden, die meisten von ihnen schienen sich ihrem Schicksal resigniert zu ergeben. Das hätte genauso gut ich sein können, verdammt zu einem Leben dauerhafter Vergewaltigung, um so viele Soldaten wie möglich für die königliche Armee zur Welt zu bringen, bis mein Körper verbraucht gewesen wäre.

»Tief durchatmen«, murmelte Marcel neben mir.

Doch ich umklammerte mein Schwert so krampfhaft, dass meine Knöchel weiß hervortraten und mir das Atmen schwerfiel. Ich musste mich unbedingt beherrschen, denn ich konnte dem Geschehen hier durch nichts Einhalt gebieten – ich konnte

nichts tun, um den Mädchen ihr Schicksal zu ersparen, auch wenn ich es mir noch so innig wünschte.

Als die Wachen beim kleinsten Mädchen angelangt waren, wollte ihr Bruder ihre Hand nicht loslassen.

»Ihr könnt sie nicht mitnehmen«, sagte er bestimmt und stellte sich vor sie. Er war sicher nicht älter als zehn.

»Junge, tritt zur Seite«, herrschte ihn die Wache an.

»Nein, ihr könnt sie nicht haben!«, wiederholte er heftiger, wandte sich um und schlang die Arme um seine kleine Schwester, deren Körper bebte. Bittere Tränen rollten ihr über die Wangen. Sie hielt sich an ihrem Bruder fest, umklammerte mit ihren kleinen Fingern sein Hemd.

»Du nimmst das Mädchen, ich kümmere mich um den Jungen«, sagte der Mann zu einem seiner Kameraden. Dieser packte daraufhin die Arme des Mädchens und zerrte an ihr, während der erste Mann den Jungen von seiner Schwester wegriß. Sie heulte auf, stieß ein verzweifelt Schluchzen aus und reckte die Arme nach ihrem Bruder.

»Kalen! Nein! Lasst sie in Ruhe!«, rief der Junge und schlug um sich, aber vergeblich.

Unwillkürlich bewegte ich mich auf den Jungen zu, doch Marcel packte mich am Arm und zwang mich, stehen zu bleiben. Meine Brust brannte, ich zitterte am ganzen Körper vor Entsetzen, vor Wut.

»Kommt, bringen wir die Mädchen von hier fort, bevor sie zu viel Aufmerksamkeit erregen. Wir wollen den König nicht beunruhigen«, ordnete der Anführer der Wache an und ging auf das erste Mädchen in der Reihe zu. »Ihr beide kümmert euch um die hintere Reihe und behaltet besonders die da hier im Auge, denn sie wollte uns schon einmal entwischen.« Er deu-

tete auf ein hochgewachsenes Mädchen in der Mitte, die ihn herausfordernd anblickte.

Die anderen Wachen scheuchten die Jungen in die entgegengesetzte Richtung und ließen uns mit den Mädchen allein.

»Folgt mir«, befahl der Anführer den verängstigten Mädchen, »und denkt nicht einmal daran, wegzulaufen, sonst werdet ihr erschossen, bevor ihr auch nur ein paar Schritte getan habt.« Er warf ihnen einen letzten Blick zu, machte auf dem Absatz kehrt und steuerte das Bruthaus an. Die Mädchen folgten ihm zögerlich, auch Kalen, die immer noch still vor sich hin schluchzte. Ein älteres Mädchen hatte jetzt ihre Hand ergriffen und sprach besänftigend auf sie ein.

»Ich kann das nicht«, flüsterte ich Marcel zu. Mein Atem ging stoßweise.

»Aber wir müssen.« Er erwiderte meinen panischen Blick mit düsterer Miene. »Ich geh als Erster, du kommst hinterher.«

Er wandte sich um und marschierte hinter den Mädchen los. Ich zwang mich, ihm zu folgen und alle Gedanken auszuschalten. Ich konzentrierte mich auf das Gebäude vor uns, statt auf die Mädchen zu starren. Schließlich hämmerte der Anführer der Wache gegen eine Holztür.

Kurz darauf öffneten sie sich und im Türrahmen stand ein älterer Mann mit schütterem Haar und kleinen wässerigen Augen. »Habt mir wieder neue Mädchen gebracht, he? Wir sind fast voll belegt, wird Zeit, dass der Anbau fertig wird, aber 'n paar Räume haben wir noch. Tut denen ja bestimmt nicht weh, sich die zu teilen.« Seine Wangen waren gerötet und auf seiner dicken Oberlippe glänzte Schweiß.

»Ist gut, Horace«, sagte die Wache.

Horace riss die Tür noch weiter auf und bedeutete den Mäd-

chen, einzutreten. »Los, beeilt euch, ich hab nicht alle Zeit der Welt. Da wartet noch Arbeit auf mich.« Er zwinkerte der Wache zu, und ich schluckte die Galle, die mir in die Kehle stieg, heftig hinunter.

Der Mann ging den Mädchen voraus, die ihm langsam folgten. Einige von ihnen schritten aufrecht und stolz, andere mit hängenden Schultern. Als Kalen eintrat, die immer noch die Hand des anderen Mädchens hielt, piff Horace durch die Zähne. »Mein Gott, bist du ein hübsches junges Ding. Mach dir keine Sorgen, du kannst noch 'ne Weile bei deiner Freundin bleiben, denn du nützt uns noch nichts, zumindest nicht die nächsten Jahre.« Er kicherte.

Ich ballte die Hände zu Fäusten, doch Marcel warf mir über die Schulter einen warnenden Blick zu, als könne er meine Gedanken lesen. Oder vielleicht dachte er auch dasselbe, aber er wusste, dass wir keine Möglichkeit hatten, einzuschreiten. Es handelte sich um die Befehle des Königs, und niemand konnte sich ihnen entgegenstellen, schon gar nicht Marcel und ich.

Als das letzte Mädchen das schwach beleuchtete Bruthaus betreten hatte, rief Horace: »Marie, wir haben wieder Neue. Komm runter und hilf mir, Platz für sie zu finden.«

Ich stand etwas hinter Marcel auf der Türschwelle und hoffte, dass unsere Aufgabe erledigt sei. Ich musste meine ganze Kraft aufwenden, um nicht vor dem Geruch, der mir entgegenwachte, zurückzuschrecken, einer Mischung aus Schweiß, Angst und Fäulnis.

Die Wache bemerkte, dass ich einen Schritt zurückwich, und winkte uns zu sich heran. »Kommt rein und helft mir, dafür zu sorgen, dass sie alle irgendwo eingeschlossen werden. Dann könnt ihr gehen.«

Das schmale Foyer wurde von ein paar Öllampen beleuchtet, die sich auf zwei kleinen Tischen zu beiden Seiten des Eingangs befanden. Das flackernde Licht enthüllte einen schäbigen Anblick. In den Ecken und auf den Tischen hatte sich Staub gesammelt. Die Steine unter unseren Füßen starrten vor Schmutz. Die Mädchen mussten sich an einer Wand links von der Tür aufstellen. Direkt vor uns befand sich eine schmale Treppe. Ein erschreckend mageres Mädchen in meinem Alter kam langsam die Stufen herunter, mit einer Hand hielt sie ihren gewölbten schwangeren Leib und mit der anderen eine Laterne. Sie hatte eingefallene Wangen, sodass ihre großen Augen in dem ausgemergelten Gesicht riesig wirkten.

»Ah, da bist du ja, Marie«, sagte Horace und gab ihr zu verstehen, dass sie ganz nach unten kommen solle. »Hilfst du mir, die Neuen einzuquartieren? Muss mich beeilen und wieder hinaufgehen.« Ein lüsternes Grinsen huschte über sein schweißnasses Gesicht.

»Wir haben nur noch vier Räume, die Mansarde mit eingeschlossen«, sagte Marie mit tonloser Stimme.

Horace warf einen Blick auf die Reihe der Mädchen. »Wie viele von euch haben bereits ihre Monatsblutung?«

Bei dieser intimen Frage zuckte ich zusammen. Fünf Mädchen hoben die Hand.

»Und du wohl nicht, he? Kannst mir nichts vormachen.« Horace trat auf eines der Mädchen zu, bei dem sich feste runde Brüste unter dem Gewand abzeichneten. Sie hatte sich nicht gemeldet. »Wenn du's mir verschweigst, wird es noch schlimmer für dich kommen. Meine Männer und ich müssen dann die verlorene Zeit aufholen.« Er grinste das Mädchen anzüglich an. Sie begann, heftig zu zittern, und ihre Augen füllten sich mit Tränen.

Langsam hob sie die Hand. Horace grinste und zeigte seine schiefen, gelben Zähne.

»Schaff alle Mädchen, die noch zu jung sind, in die Mansarde und bring die übrigen in den anderen Räumen unter.«

Am Ende des Flurs ging eine Tür auf, und ein weiterer Mann trat heraus, der sich gerade die Hose zuknöpfte. Bevor die Tür wieder hinter ihm ins Schloss fiel, erhaschte ich einen flüchtigen Blick auf ein Mädchen, das reglos auf einem zerwühlten Bett lag. Sie blickte zu einem kleinen Fenster hinaus, wo eine Mondsichel am schwarzen Nachthimmel sichtbar war.

Ich trat einen Schritt zurück und stieß gegen die Eingangstür hinter mir. Meine Hände zitterten und mein Herz schlug mir bis zum Hals. Ich hielt es keinen Augenblick länger hier aus, sonst würde ich Horace oder den Mann, der auf uns zuschlenderte – immer noch damit beschäftigt, nach verrichteter »Arbeit« sein Hemd in die Hose zu stecken –, umbringen.

Ich griff nach der Türklinke und riss die Tür auf.

»Wohin will er denn?«, hörte ich jemanden fragen, doch ich war bereits im Begriff, von diesem Ort zu fliehen. Vor dem Ekel, dem Entsetzen und der Wut, die mich fast dazu getrieben hätten, etwas zu tun, was meinem eigenen Leben ein Ende gesetzt hätte.

»Marcel!« Ich hörte, wie mein Zwillingbruder nach mir rief, aber ich wandte mich nicht um, nicht einmal nach ihm. Nicht einmal, um zu erfahren, weshalb er nicht meinen Namen, sondern seinen gerufen hatte. Ich rannte mir die Seele aus dem Leib, quer über das Gelände, durch den Palast, wick Bediensteten und Möbeln aus und raste die Treppe hoch zu meinem Zimmer. Als ich die Tür hinter mir geschlossen hatte, ließ ich mich zu Boden gleiten, vergrub den Kopf in den Händen und schluchzte.

Marcel kam ungefähr zwanzig Minuten später nach, als ich mich endlich wieder unter Kontrolle hatte. Doch noch bevor er auch nur ein Wort zu mir sagen konnte, riss ein Mitglied der königlichen Leibwache die Tür auf. Ich wandte den Kopf ab, um mein tränenüberströmtes Gesicht zu verbergen.

»Marcel?«, bellte er.

»Ja?«, erwiderte mein Zwillingsbruder.

»Du kommst mit mir«, befahl der Mann.

Ich hatte keine Gelegenheit zu fragen, was los war, denn schon war Marcel der Aufforderung der Wache gefolgt. Besorgt starrte ich auf die Tür, die hinter ihm ins Schloss fiel.

Er blieb über eine Stunde lang weg. Während des Wartens wurde mir klar, wie töricht ich gewesen war. In welche Schwierigkeiten ich uns gebracht hatte. Ich war vor meiner Pflicht davongerannt, hatte einem Vorgesetzten gegenüber den Gehorsam verweigert. Noch nie zuvor hatte ich einen so groben Fehler begangen. Ich war stets fähig gewesen, die Kontrolle zu behalten. Ruhig zu bleiben – ja, sogar stoisch –, egal was geschah. Aber das Bruthaus war zu viel für mich gewesen – *Horace* war zu viel für mich gewesen. Nach wie vor wünschte ich mir nichts sehnlicher, als ihm mein Schwert in seinen fetten Wanst zu stoßen.

Als Marcel schließlich zurückkehrte, blass und abgespannt, stand ich neben dem Feuer und schlang die Arme um den Körper, um Haltung zu bewahren.

»Marcel, es tut mir ja so leid«, begann ich, aber er schüttelte den Kopf und schleppte sich zu seinem Bett.

»Du brauchst dich nicht zu entschuldigen. Ich hatte genauso wie du das Bedürfnis, wegzurennen, aber ich bin sicher, für dich war es noch schlimmer.«

Ich setzte mich neben ihn aufs Bett. Er nahm meine Hand in seine und umklammerte sie. Ich starrte auf unsere verflochtenen Finger, dankbar, ich selbst sein zu können, wenn ich mit Marcel allein in unserem Zimmer war. Meine Schwäche zeigen zu dürfen, meine Angst.

»Wie groß sind die Schwierigkeiten, in die ich uns gebracht habe?«

»Es gibt keine, dafür habe ich gesorgt.« Er seufzte und verzog plötzlich das Gesicht.

»Waren sie nicht wütend?«

»Oh doch, das waren sie. Aber ich sagte dir ja, ich habe mich darum gekümmert.«

»Marcel, was hast du getan?«, fragte ich ruhig, befürchtete aber, dass ich es bereits wusste.

Er versuchte, sich von mir abzuwenden, stöhnte aber mit einem Mal auf. Da bemerkte ich, wie auf seinem Rücken Blut durch das Hemd sickerte.

»*Marcel – nein!* Du hast für mich die Bestrafung auf dich genommen!«

Er leugnete es nicht und mein Herz wurde schwer.

»Was haben sie mit dir gemacht?«

»Zehn Peitschenhiebe«, murmelte er mit vor Schmerz gepresster Stimme.

Meine Augen füllten sich mit Tränen, als ich ihm behutsam half, sein zerrissenes Gewand abzustreifen. Ich versuchte, einen Schreckenslaut zu unterdrücken, als ich die blutigen Striemen auf seinem Rücken entdeckte. »Du hättest das nicht tun sollen«, flüsterte ich. »Es war meine Schuld, ich hätte es verdient, bestraft zu werden.«

»Und als Mädchen entlarvt zu werden? Wie du weißt, reißen

sie dir das Hemd vom Leib, wenn sie dich auspeitschen.« Er sah mich an, das Gesicht schmerzverzerrt, doch sein Blick war liebevoll, als er feststellte, wie beschämt ich dreinblickte.

»Die Leibwache des Königs kennt uns nicht gut genug, um uns auseinanderzuhalten. Ich musste an deine Stelle treten, um dich zu beschützen.«

Ich schüttelte den Kopf, fand keine Worte.

Er griff erneut nach meiner Hand und drückte sie. »Ich bin froh, dass ich es war und nicht du. Hilf mir jetzt bitte, die Wunden zu verbinden, und dann lass uns schlafen gehen. Es ist spät geworden.«

Schweigsam tat ich, worum er mich gebeten hatte, reinigte seine Wunden und umwickelte seinen Oberkörper behutsam mit den Bandagen, die ich sonst dazu benutzte, meine Brüste abzubinden. Als ich damit fertig war und ihm half, ein sauberes Hemd überzustreifen, sagte ich schließlich: »Es ist unglaublich, wie schnell du reagiert und deinen eigenen Namen gerufen hast.«

Er zuckte die Schultern und stöhnte gleich darauf qualvoll. »Vielleicht bist du die bessere Kämpferin, aber ich war immer der Schlauere von uns beiden.«

Ich verkniff mir das Lachen, denn er hatte recht. Sein schnelles Reaktionsvermögen hatte mich jetzt bereits zum zweiten Mal vor der Entdeckung und dem Bruthaus bewahrt.

»Kann ich noch etwas für dich tun?«

»Nein«, erwiderte er. »Aber morgen früh lasse ich *dich* mit Prinz Damian verhandeln.«

Ich zog eine Grimasse. »Natürlich.«

Mit schmerzverzerrtem Gesicht ließ er sich aufs Bett nieder. »Lieber lasse ich mir zehn Peitschenhiebe verpassen, als Prinz Damians Tobsuchtsanfälle ertragen zu müssen.«

Ich schüttelte kleinlaut den Kopf. »Danke, Marcel.«

»Ich werde niemals diesen kleinen Jungen vergessen, der versuchte, seine Schwester zu beschützen«, bemerkte Marcel plötzlich. »Ich habe getan, was ich tun musste.“

Ich wartete, bis sein Atem tief und regelmäßig ging, bevor ich selbst ins Bett schlüpfte. Trotz meiner Erschöpfung fand ich stundenlang keinen Schlaf. Ich musste ständig an das denken, was Marcel getan hatte, und an das Grauen des Bruthauses. An Kalen, die jetzt in der Mansarde untergebracht war und vermutlich immer noch mit den anderen Mädchen bittere Tränen vergoss. An das Mädchen, das ich auf dem Bett gesehen hatte, das Gesicht dem Mond zugewandt.

Kurz bevor ich endlich einschlief, kam mir noch einmal Iker in den Sinn, wie er über den Tisch in seinem Raum gebeugt war und mit einem Messer, das nach Blut und Feuer roch, an etwas herumhantierte. Etwas, das er um jeden Preis vor uns verbergen wollte, sodass er uns noch härter bestrafte, als er vermutlich vorgehabt hatte.

Mehr denn je hasste ich ihn und den König, der all das unserem Volk antat.

» Vier «

AM NÄCHSTEN ABEND war die Luft nach einem abflauenden Gewitter immer noch feucht, was sich vermutlich auch in den kommenden Stunden nicht ändern würde. Die Dunkelheit war so undurchdringlich, dass sie regelrecht lebendig wirkte, so als würde sie an mir saugen, meine Lider herunterziehen und meine Glieder schwer werden lassen. Anlässlich König Hektors Abendgesellschaft war die reguläre Grenzwa- che in den Ballsaal beordert worden, während Prinz Damians Leib- wache bis zum Ende des Festmahls die Außentore zum Haupt- palast kontrollieren sollte.

»Diesen Kontrollgang übernehme ich«, verkündete ich und riss mich von der Wand los. Die stickige Hitze des Dschungels war heute Nacht zu viel für mich. Wenn ich mich nicht in Be- wegung setzte, würde ich mich nicht mehr lange wach halten können.

Marcel warf mir von seinem Posten auf der anderen Seite des Tors einen Blick zu. »Soll ich dich begleiten?«

»Es ist ein ruhiger Abend. Bleib hier und erhol dich«, erwi- derte ich, als ich seine schweißglänzende Stirn und den Schmerz in seinem Blick sah. »Ich nehme für alle Fälle die Pfeife mit.«

Auf dem Gelände des Palasts herrschte weitgehend Ruhe, doch im Inneren war das Dinner noch im vollen Gange und hatte sich offensichtlich in ein spontanes Tanzfest verwandelt. Als ich mich dem Fenster des Festsaals näherte, drangen Melodien an mein Ohr. Ich erhaschte einen Blick auf Prinz Damian, der mit einer hübschen jungen Frau im Walzerschritt über die Tanzfläche glitt. In seiner kostbaren Abendrobe und dem warmen Kerzenlicht, das seine Gesichtszüge – ganz ohne sein übliches spöttisches Lächeln – weich erscheinen ließ, sah er atemberaubend gut aus. Sein dunkles Haar, seine olivfarbene Haut – die so sehr meiner glich, da wir beide zur Hälfte Blevoneser waren – und seine hellblauen Augen bildeten eine faszinierende Kombination. Ich musste zugeben, dass er attraktiv war, verdammt attraktiv.

Als ich ihm zum ersten Mal begegnet war, hatte ich mir einen Augenblick lang gewünscht, meine Weiblichkeit nicht verbergen zu müssen. Aber kaum hatte er angefangen zu sprechen, begann ich auch schon, ihn zu verabscheuen.

Erst jetzt bemerkte ich, dass ich den Prinzen anstarrte. Ich straffte die Schultern und ärgerte mich über mich selbst. Die Hitze stieg mir wohl zu Kopf. Das war alles. Mit einem Nicken in Richtung eines anderen Mitglieds der Wache, einem der Männer des Königs, setzte ich meine Patrouille fort. Während ich an den geöffneten Fenstern vorbeiging und den Blick über den Hof schweifen ließ, hörte ich Gelächter und lallende Stimmen.

Ich war fast am Ende des Speisesaals angelangt, als ich den dumpfen Aufschlag eines Körpers vernahm. Instinktiv ließ ich mich auf den Boden fallen und wirbelte gleichzeitig herum. Ein Pfeil surrte durch die Luft und traf genau die Stelle, wo eben

noch mein Kopf gewesen war. Vor mir lag eine der Wachen des Königs, ein Pfeil ragte aus einem seiner Augäpfel.

Ich zog mein Schwert aus der Scheide und kehrte dem Gemäuer den Rücken, um dem unbekanntem Feind ins Auge zu sehen. Mein Herz raste. Wie viele waren es? Zumindest einer davon war ein ausgezeichnete Schütze. Wenn sie die äußere Mauer geräuschlos bewältigt hatten, konnten es nicht sehr viele sein. Nein, es war eine kleine Gruppe – vielleicht sogar nur ein einzelner Attentäter.

Ich spitzte die Ohren und vernahm kaum das Surren eines zweiten Pfeils, bevor ich wieder herumschnellte und mein Schwert auf Gesichtshöhe hielt. Der Pfeil prallte wenige Zentimeter neben meiner Wange von der Wand ab.

Ich konnte nichts erkennen. Wie eine Zielscheibe hockte ich im Licht, das aus den festlich erleuchteten Fenstern flutete, und starrte in die schwarze Nacht hinaus. Ich führte die Pfeife zum Mund und sprang gleichzeitig durch ein offenes Fenster, während ich dreimal durchdringend piff. Es war eine Spezialpfeife mit einem so ohrenbetäubenden Klang, dass nicht nur Marcel sie hören würde, sondern auch die restliche Leibwache, die entweder bereits im Bett war oder Dienst auf den Fluren hatte.

Die Menschen um mich herum schrien entsetzt auf, als ich durchs Fenster hechtete, den schrillen Ton meiner Pfeife immer noch im Ohr. Ich warf einen flüchtigen Blick auf den König, der auf seinem Thron saß und die Gäste mit seinen kalten hellen Augen beobachtete. Ein Bediensteter prallte gegen mich und das Tablett mit Weingläsern in seiner Hand fiel krachend zu Boden. Die bauchigen Gläser mit der purpurroten Flüssigkeit zerbarsten in tausend Splitter. Die Musik verstummte.